

Die Geschichte der Spiele ist alt, sehr alt. Nicht nur die Griechen und Römer, auch die Juden kannten das Spiel bereits; denn im alten Testamente heißt es von den Israeliten: „Sie setzten sich nieder, zu essen, und standen auf, zu spielen.“ Und was unsere Vorfahren anbelangt, so ist es bekannt, daß Spielzucht eine ihrer Hauptleidenschaften bildete, ja, daß sie sogar in der Wuth des Spiels Haus und Kind, eigene Person und Freiheit auf's Spiel setzten. Die Jagd nach dem Glücke ist so alt, wie das Menschengeschlecht selbst. Die — meistens trügerische — Hoffnung, ohne Mühe und Anstrengung in einen Reichtum zu gelangen, übt auf die Mehrzahl der Menschen einen ganz fabelhaften Reiz aus. Diese Begierde hat denn auch die Lotterien hervorgerufen. Die Ursprünge der Lotterien liegen weit zurück; wissen wir ja doch, daß in Griechenland bei festlichen Gelegenheiten dem Volke Gaben zu Theil wurden. Bei den Römern war es üblich, daß reiche Leute, vor Allen die römischen Kaiser, um sich die Zuneigung des Volkes zu erwerben und zu erhalten, Geschenke der verschiedensten Art, z. B. Lebensmittel und Münzen, ausstatten ließen; diese Gaben wurden „congiaria“ genannt. Weil aber im Laufe der Zeit der Andrang des Volkes so groß wurde, daß ein ruhiges Abgeben an die Empfänger nicht mehr möglich war, so mußte man sich damit begnügen, die Sachen, welche verteilt werden sollten, dem zufammengerufenen Volke von einer Bühne herabzuwerfen. Diese Sachen hießen dann „missilia“ und gehörten denjenigen, welche sie zu erlangen das Glück hatten. Da aber manche Geschenke, wie z. B. Oel, Wein, Getreide u. dgl., nicht ausgetheilt werden konnten, auch andere Gegenstände von dem geringen Volke durch die Häß, sie zu erlangen, leicht vernichtet wurden, so daß sie Keinem mehr nützen konnten, auch darüber oft Mord und Todschlag entstand, so wußte man nur vierfache Tausend von Gold oder Metall, auch wohl Ägeln aus, um denen das, was der Gewinner erhalten sollte, verzeihen zu lassen; es war aber auch gestattet, die „tessera“, welche Jemand ergriffen hatte, einem Anderen zu cediten oder zu verkaufen. Gelegentlich der römischen Saturnalien veranstaltete man eine Auspielung von Loosen, durch welche die Sklaven entweder Freie oder Nieten, erhielten. Kaiser Augustus fand viel Vergnügen an der Lotterie. Nero veranstaltete eine Auspielung für das Volk, wobei täglich 1000 Loose verteilt wurden. Heliodorus erzählt eine Lotterie, bei welcher die Loose entweder ungetroffene oder wenig kleine Gewinne davonzogen; Einer gewann z. B. sechs Schelen, ein Anderer sechs Fiegen, ein Dritter ein goldenes, ein Vierter ein irdenes Gefäß u. s. w. Im ganzen Mittelalter findet sich nichts, was eine größere Ähnlichkeit mit der Lotterie hätte, als eben diese „congiaria“ der Römer, und es mag sich wohl von dieser alt-römischen Sitte der Gebrauch hergeleitet haben, ein Glücksspiel mit Wertzeichen zu treiben.

Nachahmungen dieser römischen Sitte, allerdings in sehr verjüngtem Maßstabe, haben Fürsten und Fürstinnen in Scene gesetzt, um sich durch Verteilung kleiner Geschenke an ihre Hofleute zu vergnügen. Zu diesem Zwecke wurden dann allerlei Gegenstände des Luxus herbeigeschafft und mit Zahlen versehen; andererseits schrieb man auf Zettel dieselben Zahlen, so wie sie zusammen, legte sie in eine Schale oder einen Korb und ließ sie von den Gästen ziehen; den Gegenstand der bezeichneten Nummer erhielt der Betreffende dann als Geschenk. Diese kleinen Congiarien hießen damals Glückstöpfe, auch Glückshäfen, mit der Zeit aber nannte man sie auch Lotterien, und wirklich ist die Lotterie aus diesen kleinen Anfängen entstanden. In Italien, wo die meisten merkwürdigen Anstalten und Vortheile erfunden wurden und sich mehr und mehr ausbreiteten, hatten die Kaufleute schon frühzeitig das Hilfsmittel im Gebrauch, um die Waaren reich und vortheilhaft an den Mann bringen zu können, ihre Läden in Glücksbuden zu verwandeln, wo Jedermann gegen einen geringen Einsatz eine Nummer aus dem Glückstöpfe ziehen und die damit bezeichnete Waare gewinnen konnte. Anfanglich bestimmte sich die Obrigkeit gar nicht um die Reue des Verkaufes. Als aber die Kaufleute dabei ihre Vortheile ganz unmaßig betrieblen und das leichtgläubige Volk betrogen, indem sie die Waaren zu ungeheuren Preisen ansetzten und diese durch die Nieten verkleideten, erregte die Sache Aufsehen, und die Glücksbuden wurden verboten oder nur bei strenger Aufsicht gestattet; man beauftragte dafür eine Abgabe an die Armenkasse oder an die Regenten. Aus diesen Glückstöpfen entwickelten sich unsere Lotterien, indem man zu dem Gewinn nicht mehr Waaren nahm, sondern aus der Summe der Einsätze nach Abzug der Kosten und des Vortheils, den der Unternehmer sich anrechnete, größere und kleinere Geldgewinne machte und die Loose öffentlich von Waizenböden mit verbundenen Augen ziehen ließ. Da dies aber nicht ohne Nachtheil der Einsätze gelang, so hing man der Sache ein Mäntelchen um und veranstaltete daher einflußreiche Lotterien zu wohltätigen oder frommen Zwecken. So dehnten sich denn die Lotterien immer mehr aus; es errichteten Privatpersonen und später auch die Behörden selbst derartige Lotterien. Sie bestimmten den reinen Ueberfluß derselben zur Ausstattung armer Mädchen, zur Loskaufung von Sklaven, zur Errichtung von Armenhäusern oder anderen wohltätigen Anstalten.

In den Jahren 1572 bis 1588 veranstaltete Louis de Gonzague, Herzog von Nevers, in Paris eine Lotterie, um für arme, tugendhafte Mädchen auf ihren Vermögensmitteln ein Mittel zu beschaffen. Diefelbe wurde mit großer Eiferlichkeit und großem Geyraße vollzogen. Vor der Ziehung, die am Palmsonntage stattfand, wurde eine Messe gelesen. Dann folgte ein feierlicher Schwur der sämtlichen bei der Ziehung beschäftigten Diener des Herzogs, „daß sie un-

parteiisch und treu das Geschäft vollführen wollten“, und nun begann man. Es wurden hundert Zettel gezogen, als Einsätze geliehen waren. Auf den Zetteln stand: „Gott hat dich auserwählt!“ und die Nieten trugen die Aufschrift: „Gott möge dich trösten!“ Den leer ausgehenden ziefen die Loszieher noch zu: „Sei im nächsten Jahre glücklicher!“ Aus dem Ueberflusse empfing jedes auserwählte Mädchen eine Summe von 500 Francs zur Heirath. Wo der Bräutigam noch fehlte, fand er sich bald ein; nicht selten meldete sich ein junger leer ausgegangener Spieler schon am nächsten Tage, und vielleicht stammt das Sprichwort: „Unglück im Spiel bringt Glück in der Liebe!“ von jenen alten Heirathslotterien her. Später traten die Hofenfeite an die Stelle, wo das tugendhafte Mädchen zur Rosenkranzverehrung wurde und ohne Glückszufall ihre Prämie bekam. In London fand im Jahre 1569 eine Wohltätigkeitslotterie statt, deren Ueberfluß zur Unterhaltung der Seefahrten bestimmt war. Auch die Holländer wollten in Bezug auf Wohltätigkeitslotterien nicht zurückbleiben, und da diese eble Regierung gerade in die Zeit des holländischen Tulpenzwins fiel, so wurden zum Besten des Tulpenbaues in Amsterdam 120 Tulpenzweige verlost, und man konnte dem Vortheile dieser Waizenböden die artige Summe von 100,000 Gulden als Ertrag dieser Lotterie einbringen. Eine weitere Lotterie fand in Amsterdam beifällige Erwähnung eines Kirchthurms daftelbst statt, und eine andere wurde zu Gunsten Delfts gezogen. Am Hospital der alten Männer (solde manen huy) wird heute noch ein schönes Gemälde von David Bindenbooms gezeigt, welches die Ziehung einer Lotterie bei Nacht vorstellt. Zu den bedeutungsvollsten Glücksspielen zählte das vom Cardinal Magarin arrangirte, das seinen Glanz und Reichtum befanden und ihm die Gunst aller Personen, die ihm irgendwie nützlich sein konnten, erwerben sollte; er vertheilte die Loose, und da es hierbei keine Nieten gab, so brachte jedes Loos seinem Besitzer irgend eine Kostbarkeit von nicht geringem Werthe. „Es war wohl das erste Mal“, sagt Sautai, „daß das Glück einem Jeden hold war.“

Ueber die ältesten Lotterien in Italien hat man sehr wenig Aufschlüsse. Vardi erzählt 1537, daß zu Florenz im Jahre 1530 beim größten Geldmangel eine Lotterie zum Besten des Staates errichtet worden sei, wobei der Einsatz ein Dufaten gewesen; er nennt sie „un lotto“ und ein Loos „polizza“, ein Wort, das bei dem Afsatzungswesen allgemein üblich war. De Vret sagt, daß in Venedig im Jahre 1572 den provvettori del commune die Aufsicht über die Lotterien übertragen war, woraus hervorgeht, daß diese Glücksspiele in Venedig schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts unter obrigkeitlicher Aufsicht gestanden haben. Aus Italien kamen die Glücksspiele nach Frankreich, und zwar unter dem Namen blaque, welcher aus dem italienischen Worte bianca gemacht wurde. Die meisten Loose, welche gezogen wurden, waren allemal nur leeres, weißes Papier, carta bianca, also Nieten. Auch in Frankreich hatten die ersten Lotterien keine anderen Gewinne als Waaren und wurden nur von Kaufleuten unterhalten. Franz I. aber verfuhr es im Jahre 1539, sie zu seinem Nutzen anzuwenden. Unter dem Vorwande, betrügliche und schädliche Glücksspiele zu verdrängen, ließ er nach dem Muster der großen italienischen Städte Venedig, Genua und Florenz eine Gesellschaft errichten, bestellte zur Beaufsichtigung amtliche Personen, machte aber zur Bedingung, daß von jedem Loose ein bestimmter Betrag an die königliche Kasse gezahlt werde. Das Publikum freute sich, diese Abgabe zu leisten, bis der König dazu überging, den Leuten durch einen anderen Lotterienplan das Geld indirekt abzunehmen. Im Jahre 1644 kam Lorenzo Tonti aus Neapel nach Paris und schlug bei dem damals herrschenden Geldmangel diejenige Art von Leihrente vor, die man jetzt noch nach ihm „Tontine“ nennt, obgleich sie schon vor ihm in Italien gebräuchlich war. Sie kam aber nicht zu Stande, er ließ sich einen anderen Plan vor, der auch 1656 die königliche Bewilligung erhielt. Von dem Betrage sollten 540,000 Livres zur Erbauung einer steinernen Brücke und zur Herstellung einer Wasserleitung verwendet werden. Aber auch diese Lotterie scheiterte wegen Mangel an Theilnehmung; die abgebrannte Brücke mußte ganz einfach wieder aus Holz hergestellt werden. Die Lotterie wurde von Seite des Staates im Jahre 1658 ganz und gar verboten. Bis 1668 wurde in Frankreich die Lotterie „Blaque royale“ genannt; vornehmlich hielt de Baugelas, der zum Direktor der königlichen Lotterie ernannt worden war, daran fest. Er hoffte, in dieser Stellung alle seine nicht unbedeutenden Schulden bezahlen zu können. Da aber der Name „Blaque royale“ wegen der vielen Betrügereien, die bei diesen Glücksspielen vorkamen, sehr anfechtbar geworden war, wurde vom Jahre 1660 der Name „Lotterie“ allgemein. Im Jahre 1660, als die Vermählung des Königs Ludwigs XIV. gefeiert wurde, kam die erste Lotterie nach dem Plane Tontis in Paris zu Stande. Sie ward öffentlich gezogen unter Aufsicht der Polizei; der Einsatz betrug einen Louisd'or. Der höchste Gewinn betrug 100,000 Livres, und diesen gewann der König, der ihn aber nicht annahm, sondern der nächsten Lotterie wies, zu der er kein Loos nahm. Dieser königlichen Lotterie folgten bald mehrere, in Folge dessen alle Privatlotterien bei Strafe verboten wurden. Es gab fortan nur die „Loteries royales“, von deren Ertrag öffentliche Gebäude gebaut wurden.

Die erste Lotterieziehung in England fand im Jahre 1569 statt, nachdem schon zwei Jahre zuvor die Sache angeregt, eingelegt und öffentlich bekannt gemacht war. Diese Lotterie bestand aus 400,000 Loosen, von denen jedes zehn Schillinge kostete. Die Gewinne waren Silberergänze von höherem oder geringerem Werthe. Die Ziehung fand vor dem westlichen Portale der Paulskirche in London statt. Da man alle Num-

mern, auch die Nieten, zog und die letzten Glücksdröher noch nicht kannte, so dauerte die Manipulation vom 11. Januar bis zum 6. Mai. Der Ueberfluß ward zur Verbesserung der Staatsgelder, wie der Schiffsbau im ganzen Lande verwendet. Die erste Lotterie mit Geldgewinnen wurde erst im Jahre 1630 gezogen. Eine weitere Lotterie fand zum Besten der englischen Colonien statt. Der Hauptgewinn, Silbergeräth von 4000 Kronen, fiel einem Schneider zu.

In Deutschland war das Glücksspiel der Lotterie auch schon sehr frühzeitig bekannt. Bereits im Jahre 1521 soll der Rath zu Osnabrück eine solche errichtet haben, doch befanden die Gewinne auch hier nur aus Waaren, nicht aus Geld. Im Jahre 1581 zog Michael Selbinger von Straubing von einer Stadt Deftschlands zur anderen und richtete dort sogenannte Glückshäfen auf. Er führte über sein redliches Betragen gute Zeugnisse bei sich und ließ sich überall von den Magistraten Leute beordern, die auf ihn Acht gaben, damit es ohne Betrug zugehe. In Hamburg wurde zur Errichtung des Zuchthauses eine Lotterie nach holländischer Weise vorgeschlagen, welche der Magistrat im November 1611 bewilligte. Georg Kupferfchmied von Köln wanderte im Jahre 1628 den Rhein hinauf, von Stadt zu Stadt, von einem Hofmarfte zum anderen. Er führte einen „aufrechten Glückshafen“, in welchen die Nummern der auszuverloofenden Sachen gelegt wurden. Darunter befanden sich allerhand schöne silberne und vergoldete Trinkschalen, Pferde mit Sattel und Zaumzeug, Büfeln, Rohre, Musiketen, Gemälde niederländischer und deutscher Meister, Spiegel und viel andere Gegenstände mehr. Er gab gemächlich den hundertsten Pfennig der Einsätze für die Armen. In Berlin folgte die erste Lotterie im Juli 1740 gezogen worden sein. Sie umfaßte 20,000 Loose, und jedes Loos kostete 5 Thaler. An Gewinnen waren 4028 vorhanden, von denen der größte ein Haus von 24,000 Thalern an Werth war. Am 31. August 1763 wurde in Berlin die erste Zahlenlotterie nach Angabe des Johann Anton Katschabig gezogen. Diefelbe hatte sich schon in Italien durch mangelhafte Proben bekannt gemacht und wurde zum erstenmal in Frankreich errichtet. Die Ziehung geschah in der Wilhelmstraße in Gegenwart des Commandanten und des Stadtpräsidenten. Im Jahre 1769 wurde sie in den Fürstenthümern Ansbach und Bayreuth eingeführt, wo sie bis zum Jahre 1788 währte. In Desterreich wurde das Zahlenlotto im Jahre 1752 eingeführt, und es fand die Ziehung am 21. October des genannten Jahres in Wien statt. Auf die gezogenen Nummern 26, 31, 53, 11, 74 gewann ein armer Wiener Schuster, Namens Ulrich Huber, ein Terno von 600 Dufaten, und zwar bei einem Einsatze von nur 60 Kreuzern. Das Lotto war zuerst dem Grafen Octavio Cataldi in Neapel gegeben, dann erhielt es in den Jahren 1770 bis 1786 das Bankhaus Paratita & Comp., welches dafür die Paratsumme von jährlich 400,000 Gulden an den Staat entrichten mußte. Diese Summe wurde später auf 425,000 Gulden erhöht. Außerdem hatte das Bankhaus die Verpflichtung, von dem Reingewinne noch den vierten Theil an das Aera zu zahlen und fünf Jungfrauen, deren Nummern gezogen wurden, vollständig auszustatten. Zu diesem Zwecke war zu jeder der 90 Zahlen bei jeder Ziehung ein Mädchen vorgeordnet. Diese von Maria Theresia erlassene Anordnung fiel aber schon nach drei Jahren wieder weg. Am 27. October 1787 hob die Regierung das Zahlenlotterielohn auf und betreibt seit dieser Zeit das Lotto selbstständig. Die Reineinnahme des Aeras beträgt gegenwärtig durchschnittlich 9½ Millionen Gulden im Jahre.

Das Lotto, die Zahlenlotterie, ist eine Erfindung der Genuefer. Sie war dadurch entstanden, daß man bei Ergänzung des großen Rathes 90 aufzuführende Namen in einen Zettel warf, der seminario hieß. Am Wahltag wurden die fünf herausgezogenen, und es gab viele, die auf die fünf Namen, welche herauskommen würden, wetteiferten, daß sie, je sehten nach Belieben ein Stück Geld auf einen, zwei oder drei Namen. Wurden diese zufällig gezogen, so gewannen sie das Doppelte oder Dreifache von ihrem Gegenpart. Als Erfinder des Lottos gilt Lorenzo Tonti, welcher Professor der Mathematik in Genua war und zugleich Begründer der Leihrentenbanken, nach ihm Tontine genannt. Er war im Jahre 1618 von seinem Freunde, dem Rathsherrn Benedetto Gentile, um ein Mittel angegangen worden, eine bequemere und einfachere Form, als bisher bei den Wahlen zum Großen Rathe beifolte, vorzuschlagen, um die Namen der 90 wählbaren Candidaten in ein Glückrad zu bringen und daraus fünf beifolende herbeiziehen zu lassen. Die neue Wahlart wurde angenommen und gab Veranlassung zu Wahlen auf die betreffenden 90 Namen. Der Einsatz an Geld auf jeden einzelnen derselben war beifolig, es konnten mithin von der Weltenden größere oder kleinere Summen verliert oder gewonnen werden. Die Unternehmer dieses neuen Spiels aber, die Bankiers, gewannen feils; sie hatten nur das Dreifache von fünf Personen gemachten Einsätzen zu zahlen, während der Einsatz der übrigen 85 in ihre eigene Tasche fiel. Der Genuefsche Staat erkannte bald den Vortheil dieses neuen Wahlspiels, übernahm im Jahre 1620 selbst die Bank zu demselben und wendete statt der Namen der Wahlcandidaten Zahlen an. Das Lotto wurde nun ein wichtiges Glücksspiel und als solches sehr beifolend, blieb aber bis zur ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ausschließlich dem Genuefer der Genuefer. Da aber alle Reichtümer vor diesem Lotto in Genua sprachen und viele dabei ihr Glück verfluchten wollten, so bestellten die Genuefer zu ihrem eigenen Vortheile in verschiedene großen Städten derartige Banklotterien, indem statt der Namen Zahlen gesetzt wurden. Wer nur auf eine Nummer

wettete, beifolte einen sogenannten Auszug; zwei, drei, vier und fünf Nummern beifolte eine Ambe, Terno, Quatreno und Quinreno. Unter Umständen konnte das Achtfache des Einsatzes gewonnen werden, wobei aber für den Bankhalter zwei Prozent abgingen. Selbst die katholische Geistlichkeit war dem Lotto mehr als billig zugethan; sie bemühte sich nicht nur, dafür eifrig Propaganda zu machen, sondern pries auch, als ihr oberster Hirt, Papst Clemens XII., das erste Lotto in Rom errichtete, diesen als „den Beglückter des Volkes“. Das Lotto war ganz dazu geschaffen, die Leidenschaft des Gewinns beim Volke zu erregen, und so wurde es denn auch gar nicht lange, so griß, namentlich in Rom, die Spielhölle zu. Überwiegend um sich, das Papst Benedict XIII. das Einschießen des Genuefer Lotto bei der Strafe des Bannes für die Spieler und Gewinner des Geldes verbot. Diese Drohung, daß aber keine Wirkung, sie hielt das Uebel nicht auf, und Papst Clemens XIII. ließ 1734 wieder ein Lotto in Rom errichten. Von neun zu neun Jahren wurde alsdann die Erlaubnis erneuert. Es dauerte nicht lange, so nahm die Zahlenlotterie ihren Weg allerwärts auch nach Deftschland, wo sie allmählich eingeführt wurde und in den unteren Schichten der Bevölkerung viel Unheil anrichtete. Von allen Lotterien war dieses Glücksspiel das gefährlichste, weil es dem einzelnen Teilnehmer gefaltete, sich ganz nach Gefallen, auch mit wenigem Gelde, daran zu betheiligen, und im günstigen Falle doch große Gewinne im Ausficht stellte. Es koste daher in verführerischer Weise, regte die Phantasie zu trügerischen Hoffnungen auf und untergrub die Arbeitslust. Tausende von Familien, in Armuth und Elend gefürzt, fanden hierdurch ihren Untergang. Die Wüthstöße der Lottos oder der Zahlenlotterien währte ungefähr bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts. Von da ab wurden sie in vielen Staaten abgeschafft und verboten, nur in einigen Staaten, in welchen man die daraus fließende Einnahme nicht entbehren zu können glaubte, hielten sie sich länger. Merkwürdiger Weise ist in Sachsen niemals ein Lotto gefaltet worden, obgleich verschiedene Ausländer für die Erlaubnis zur Errichtung eines solchen der Regierung große Summen boten.

Abgesehen von dem Zahlenlotto findet eine Theilnahme des Staates am Spiele noch statt in der Form der sogenannten Klassenlotterien. In ganz anderer Gestalt und mit ganz anderem Fundamente traten später, als die Regierungen immer mehr Geld brauchten, die Klassenlotterien auf, die man dadurch zum Staatsmonopol machte, indem man das Spiel in ausländischen Lotterien mit Strafe belegte. Die Klassenlotterie steht unter Leitung und Verwaltung des Staates und ist, wenn auch ein lockendes Glücksspiel, doch auf solchem Grunde basirt.

In Italien erfreut sich das Lotto bis auf den heutigen Tag einer äußerst großen Beliebtheit. Einer Statistik hierüber für das Jahr 1877 entnommen nachfolgende interessante Daten: 32 Millionen Lire, die Gewinnste betragen 32½ Millionen, das Nettoerträgniß belief sich auf 28½ Millionen. Der auf den Kopf entfallende Procentsatz betrug 2,25 Lire, wobei bemerkt werden muß, daß der in den Provinzialhauptstädten des Reiches Procentsatz sich auf 10,7 Lire beifolte. Am meisten wird in Venedig und Neapel dem Lotto getrieben, auch in Rom und Florenz sind bedeutende Bissen eingeflossen. Von Interesse ist es auch, daß in jenen Provinzen, welche bei der Statistik der Verkürzen einen hervorragenden Platz einnehmen, um ein Bedeutendes mehr getrieben wird, als in jenen, welche in der gebachten Statistik in zweiter oder dritter Linie stehen; hierzu gehören hauptsächlich die südlichen Provinzen. San Januario, der Landespatron von Sicilien, wird in Neapel sehr vor den Lotterieziehungen auf eine fehr schäme und große Statue behandelt. Seine große Statue steht dort vor dem Municipalpalaste, auf dessen großer Terrasse die Ziehungen vorgenommen werden. Zu Hunderten umfließt das spielfüchtige Volk, das seine Träume in Nummern verwanbelt hat, das große Heiligenbild für vor der Ziehung und betet inbrünstig um Protektion. Endlich lautet die Glode, die zur Ziehung ruft. Das Zerfcher fclten, die Nieten aber sehr häufig find, seht sich kurz darauf ein Schwarm von Unzufriedenen, von Enttäuschten in Bewegung, um ihren Unmuth an dem armen Heiligen zu fällen. Mit drohenden Fäusten umlagern sie die Statue, Schimpfworte aller Tonarten und jeden Scheltens dröhnen durch die Luft. Schließlich greift die erregte Menge nach dem Stragenlothe und bewirft unter Flüchen die Bildsäule vom Kopfe bis zum Fieße. Niemand verhindert solche Jormasbrüche. Der Standal dauert beifolig eine Viertelstunde, dann verläßt sich die Menge. Sobald der Platz vor der Statue geleert ist, fährt die Feuerprize des Municipiums auf und wagt mit einem mächtigen Wasserstrahl den armen Heiligen wieder ganz rein.

Ärztliche Experimente. Pariser Professoren der Medicin haben jüngst in einer Anzahl Schweine den Effect verschiedener Spirituosen probirt, und dabei darun, weil der Verbauchungsapparat derselben denen der Menschen am ähnlichsten ist. Das Schwein, welches Abfah erhielt, war eifrig, dann aufgelegt, reißbar, kampflustig, zuletzt schlafig; dasjenige, welches Branntwein in eis Fülle bekam, war fröhlich, bis es in Schlaf verfiel. Ein anderes, welchem Rum gereicht wurde, war von Anfang an traurig und müde; während dasjenige, welches „Birn“ einnahm, sich ganz ausgelassen betrug, grunzte, quiekte, mit dem Kopfe gegen die Thür rannte, sich auf die Hinterbeine stellte u. s. w. Es wird zu diesen Experimenten bemerkt, daß, danach zu schließen, der Mensch viel eher vom Schweine, als vom Affen abzuflammen fähig ist.

Die Tochter der Titanen.

Ein mythologisches Märchen.

Zu Ende war der Titanenkampf. Zeus und seine Olympier waren Sieger und der Tartarus empfing die gefesselten Himmelsfürsten, auf daß sie, zu ebenbürtiger Arbeit als unruhige Thiere, die Himmelskugeln hindurch für ihren wogenden Hoßfann bühelten. An ihnen wurden zuerst jene hegesübermüthigen Einsatze verflucht, welche als Kantalsqualen, Si phyus-Arbeiten und Danaidenwerk, später zum System erhoben, zur Verhüttlichkeit gelangten.

Den Olympiern war der Sieg nicht leicht geworden; sie hatten mit ungeschlagenen Cyklopen und hundertarmigen Angeheuern unwürdige Bündnisse eingegangen, hatten unheilvolle Listen angewendet, ihrer persönlichen Kraft durch allerlei Waffen größere Tragweite gegeben und von den neuesten, eifrigst gehüteten Erfindungen des jüdischen Blüthes und der verberbernden Feuers ausgebeutet Gebrauch gemacht. So ward ihrer der Sieg und da ihr Manches schändete, so war man umso eifriger bedacht, ihn zu glorifizieren.

Der flüchtige der Titanen, der das Unheil abzuwenden vermocht hätte, Prometheus, sah damals, von den Seinen verbannt und verbannt, im Rathe des Zeus und sollte erst später, an den Felsen geschnitten und von den Klauen des Adlers zerfleischt, den Dank der Olympier erfahren.

Dem allgemeinen Untergange war aber wunderbarerweise ein Paar Titanen entronnen, ein Krieger, und ein Wäldiger. Sie waren bei dem bergüberwindenden Kampfe gegen die übrigen, bei dem sie doch nicht schon mitzählen konnten, abseits geblieben, ohne das eines von dem Andern wußte, und sohen dem gewaltigen Sturze trostlos zu.

Die Sieger hatten genug gegen die Großen zu wüthen und überleben in triumphirendem Krieger-Eifer die verbleibenden Kleinen, die denn auch nach einer gewissen Pause des Jähzorns so lange das Schicksal des Schicksals, bis sie sich darauf zu langweilen angingen. Danach verließen sie die ungeheure Trümmerschlucht und zogen der Krabbe da- und das Wäldiger den Hühner. Ihr abgeborner Hoßfann trieb sie jumeit in die freie Einsamkeit und auf die Gipfel der Berge, von denen sie flamm niederblickten in die grünen Thäler und auf die weiten Niederungen, die sich allmählich mit einem milderen Gefächte, dem der Menschen, zu befeiden begannen.

Dieser erbarmte sich Prometheus, der noch, hoch über Klippen und Wäldern, an dem goldenen Fische der Olympier lag; er gab, daß er durch Verath die Seinen zu Fall gebracht, wolle er in spätem Sühnfahren sich den nachgebornen Schwächlingen als Wohltäter erweisen und brachte ihnen gegen den Willen der neidischen Götter, das Feuer, damit ihre Wohnstätte erst wirklich wohnlich gestaltet. Davon, daß noch zwei alte Titanen-Sproßlinge, getrennt von einander, die Höfen der Erde durchzirkelten, hatte dieser Heiland der Menschheit nicht Kunde; auch hätte er sie, bald an den Kaulasus gefesselt, nicht anzufinden vermocht.

Und diesen seinen Marterpfuß umringten wohl die mitleidigen Oceaniden, aber die letzten seines hohen Stammes fanden den Weg hierher nicht.

Die beiden erbenwundenen Titaniden waren mittlerweile aufgewachsen nach Wäldern und zu Kräften, denen gegenüber das fürchtbare neue Geschlecht Pygmäen waren. Sie vermengten sich nicht mit diesen, sie fliegen jellen von ihren Höfen, sie nähten sich von den Früchten der Erde, wenn es nicht vielmehr die Urfahrt der Dinge selbst war, an deren Brüllen sie sich großgefallen hatten. Wohl aber, wenn angekommelte Wälder vermütheten, wenn Sturm die Wälder kniete, wenn sich die Berge schüttelten, wenn die wilden Thiere, von Hunger getrieben, Horden und Herden überfielen, erschienen sie plötzlich als Helfer und Retter unter den Menschen, wurden von ihnen angestaut, bewundert und umräuchert, doch hatte der Dank der geschnittenen Kleinen für sie keinen Reiz. Sie entzieten immer wieder Höfenwäld.

Woh hatten sie sich niemals begegnet, sie wußten nicht von einander und doch abne jedes dunkel das Dasein des Anderen und verlangte nach ihm mit tiefer, rastloser Sehnsucht. So geschah es eines frühen, lauten Morgens, daß noch in Sol das allfessende Störgerauch sich aufgezogen hatte, daß die Weiden an, entgegengesetzten Hängen den höchsten Raum des Apennins erklammten einander „Augen“ gegenüberstanden. Und es jauchzte in Weiden zugleich die Seele auf, daß sie sich gefunden. Und als der strahlende Helios mit schneibenden Koffen den Sonnenpfad emporkippte, war er Zeuge einer Brautfeier, auf deren Rande der gesamte Olymp erröthete. Nun war die Erde auch den Letzten der Titanen eine geschnittenen Stätte. Und diese Letzten sollten Vater und Mutter eines neuen Geschlechtes von allem Troß und Hoßfann sein; die Menschen sollten ihre Höfen auf Erden haben, die jungen Himmelsfürsten sollten glücklicher sein als ihre Aphen. Das und eine Welt von Titanen-Entwürfen durchzogte die Brust der stolzen Götter.

Sie gaben einem Mädchen das Leben und hatten einen Sohn erwartet. Das Kind war lieblich anzusehen, gleichwohl wandelte bei dessen Anblick die Eltern Ernst und Sorge an. Fragend begegneten sich ihre Augen, aber mit seinen Gedanken hielt Jedes noch zurück. Das Töchterchen gedieh anfangs nach Titanenart, schien sich aber im Hoßfand sich Genüge thun zu wollen; es fletzte wenig über das Maß der Zügelgeborenen hinaus. Dafür schmeibigten und rundeten sich seine Formen, so daß bald nichts Herbes und Strofes an ihnen war, aber auch nichts Großes. Vollends Anmuth und unbewußter Liebreiz war jede Bewegung des Mädchens, sein ganzes ein wichtiges Schweben, sein munteres Springen rhythmisch und Tanz. Weiß und leuchtend war der Leib wie in Sonnenstrahlen gebadet, und die Augen glänzten den Lohen der Freude; es glänzte von ihnen wie von der Oberfläche des Wassers, nicht aus geheimnißvoller Tiefe.

Ihre Kurzweil hätten die beiden Titanen an dem schönen Kinde finden können: ihrer Hoffnung, ihrem Stolz genüge es nicht, daher kehrten sie sich oft jäh von ihm ab, als schämten sie sich ihres Wohlgefallens. Als nun gar die Tochter begann, die freie Fluth ihres Haars aufzuhängen, Hals und Arme mit buntem Zierrath zu umfchlegen, Blumen, Beeren und funkelnde Steine zu ihrem Schmude zusammenzuraufen und das ruhig spiegelnde Quellbecken zum Vertrauten ihrer Tändeleien zu machen; als sie mehr und mehr die einsame Wohnstätte der Eltern unwirksam, deren Genügsamkeit rauh und dürftig, dagegen die menschlichen Niederung gütlich und verlockend fand und so ihr eitlem Sinn sich offenbarte, da wandte sich das Herz der Erzeuger von ihr als einer Ungerathenen oder Entarteten, da seufzte der Vater, zu seinem Weibe gefehrt, mit einem ingrimigen Fluch auf: „Unser Blüthes und Blut ist das Kind, aber der Reiz der herrlichen Götter hat ihm die Seele vertaucht!“ und dumpf ergante die Gattin: „Es hat! eben angeboren bleiben sollen!“

Keine Zeit danach war das Mädchen von seiner heimathlichen Höfe verschwunden. Sie war zu Thal gemandert und suchte die Stätten auf, wo die fursiebigen Menschen am dichtesten hausten, am fröhlichsten hantierten, am üppigsten lebten. So kam sie an's Laft aufraufschneifigen des Meeres, dessen Schiffe streifen sie schon von Weitem beifolte. Hier gefel es ihr sehr, denn hier waren die Menschen unmaßiglicher als anderswo und hatten Schätze aufgefapelt, von denen sie bisher noch kaum geträumt hatte. Sie schaute fcltlich Häuser, prunkende Gemäder, schwebende Büfeln, jugend- und schoneitfpielende Gefäch und reinlichen Efschick. Der fahrende Sinn der reifen Besizer beagte ihr kaum minder als das eilige Boot und das segelnde Schiff. Und sie erregte Aufsehen in der Seepladt, die Titanenochter. Man huldigte ihr, man umfchmeichelte sie; da sie unbekannten Herkunft war und göttlicher Bildung schien, beglückte man sie als „Schöngeborene“, weihte man ihr Tempel und Altar als Göttin der Schönheit. Und sie fand Wohlgefallen an den Menschenjahren und vermischte sich mit ihnen.

Als das einsame Titanenpaar über die Flucht der Tochter nicht mehr im Zweifel sein konnte, hob der Vater nach langem Hinbrüten an: „Männin, lamm es unter Herz gelüften, in noch mehr Sproßlingen zu den kleinen hübsfälligen Menschen hinabzufliegen?“

Wie Schamröthe glüht es über das Antlitz des hehren Weibes, das nur mit einem Blide antwortete, der aber nicht eine befehlige, sondern eine fclte und fclte Seele verrieth.

„Unser Zeit kommt wieder“, fuhr der Titan in Tone fclter Zuversicht fort, „und jene Uebermüthigen, jene Emporkömmlinge flürzen in den Tartarus...“

„Aß, daß ich die niedrige Zeit der Schmach verschlafen könnte!“ prekte die Genoffin hervor.

„Weiß, thu's!“ — Jß aber will aufmerken und sehen, wie oft der lichterstrahlende Fant noch sein Auf und Nieder wiederholt.“

Und sie wandten sich von einander ab wie Tag und Nacht, und Jedes vergränzte die blühende Kraft seiner Glieder in sich: zum langandauernden Schlaf, zu gebuldriger Schläfe als dem zur Stunde einzig möglichen Titanenwerk.

So geschah's, daß das letzte lebende Titanenblut, der letzte Titanenpflanz nur durch ein Weib auf uns gekommen ist, durch ein schwaches, eitles Weib überdies. Was entfällt da wohl auf einen der unzähligen Kinder und Entel der gefallenen Titanenochter? Und dennoch zündel, ewig unzerloren, dieser eine Funke ab und zu, in einzelnen Wenigen immer wieder gewaltiges Denken und Wollen auf. Die so begabten finden eitle Titanenproßlinge, ob sie auch an Wuchs über die Alltagsmenschen nicht hinausragen. Sie schauen in weifolenden Träumen ihre stolzen Aphen und ersparten an diesem Anblick. Sie wandeln einsame Plade, vollbringen Efsch und Dauerndes, ertragen Verrennung und meiden den Schoß der Leppigkeit, um nichts gemein zu haben mit einem schwächlichen oder verkommenen Geschlechte.

Hans Grasberger.

ihnen wie von der Oberfläche des Wassers, nicht aus geheimnißvoller Tiefe.

Ihre Kurzweil hätten die beiden Titanen an dem schönen Kinde finden können: ihrer Hoffnung, ihrem Stolz genüge es nicht, daher kehrten sie sich oft jäh von ihm ab, als schämten sie sich ihres Wohlgefallens. Als nun gar die Tochter begann, die freie Fluth ihres Haars aufzuhängen, Hals und Arme mit buntem Zierrath zu umfchlegen, Blumen, Beeren und funkelnde Steine zu ihrem Schmude zusammenzuraufen und das ruhig spiegelnde Quellbecken zum Vertrauten ihrer Tändeleien zu machen; als sie mehr und mehr die einsame Wohnstätte der Eltern unwirksam, deren Genügsamkeit rauh und dürftig, dagegen die menschlichen Niederung gütlich und verlockend fand und so ihr eitlem Sinn sich offenbarte, da wandte sich das Herz der Erzeuger von ihr als einer Ungerathenen oder Entarteten, da seufzte der Vater, zu seinem Weibe gefehrt, mit einem ingrimigen Fluch auf: „Unser Blüthes und Blut ist das Kind, aber der Reiz der herrlichen Götter hat ihm die Seele vertaucht!“ und dumpf ergante die Gattin: „Es hat! eben angeboren bleiben sollen!“

Keine Zeit danach war das Mädchen von seiner heimathlichen Höfe verschwunden. Sie war zu Thal gemandert und suchte die Stätten auf, wo die fursiebigen Menschen am dichtesten hausten, am fröhlichsten hantierten, am üppigsten lebten. So kam sie an's Laft aufraufschneifigen des Meeres, dessen Schiffe streifen sie schon von Weitem beifolte. Hier gefel es ihr sehr, denn hier waren die Menschen unmaßiglicher als anderswo und hatten Schätze aufgefapelt, von denen sie bisher noch kaum geträumt hatte. Sie schaute fcltlich Häuser, prunkende Gemäder, schwebende Büfeln, jugend- und schoneitfpielende Gefäch und reinlichen Efschick. Der fahrende Sinn der reifen Besizer beagte ihr kaum minder als das eilige Boot und das segelnde Schiff. Und sie erregte Aufsehen in der Seepladt, die Titanenochter. Man huldigte ihr, man umfchmeichelte sie; da sie unbekannten Herkunft war und göttlicher Bildung schien, beglückte man sie als „Schöngeborene“, weihte man ihr Tempel und Altar als Göttin der Schönheit. Und sie fand Wohlgefallen an den Menschenjahren und vermischte sich mit ihnen.

Als das einsame Titanenpaar über die Flucht der Tochter nicht mehr im Zweifel sein konnte, hob der Vater nach langem Hinbrüten an: „Männin, lamm es unter Herz gelüften, in noch mehr Sproßlingen zu den kleinen hübsfälligen Menschen hinabzufliegen?“

Wie Schamröthe glüht es über das Antlitz des hehren Weibes, das nur mit einem Blide antwortete, der aber nicht eine befehlige, sondern eine fclte und fclte Seele verrieth.

„Unser Zeit kommt wieder“, fuhr der Titan in Tone fclter Zuversicht fort, „und jene Uebermüthigen, jene Emporkömmlinge flürzen in den Tartarus...“

„Aß, daß ich die niedrige Zeit der Schmach verschlafen könnte!“ prekte die Genoffin hervor.

„Weiß, thu's!“ — Jß aber will aufmerken und sehen, wie oft der lichterstrahlende Fant noch sein Auf und Nieder wiederholt.“

Und sie wandten sich von einander ab wie Tag und Nacht, und Jedes vergränzte die blühende Kraft seiner Glieder in sich: zum langandauernden Schlaf, zu gebuldriger Schläfe als dem zur Stunde einzig möglichen Titanenwerk.

So geschah's, daß das letzte lebende Titanenblut, der letzte Titanenpflanz nur durch ein Weib auf uns gekommen ist, durch ein schwaches, eitles Weib überdies. Was entfällt da wohl auf einen der unzähligen Kinder und Entel der gefallenen Titanenochter? Und dennoch zündel, ewig unzerloren, dieser eine Funke ab und zu, in einzelnen Wenigen immer wieder gewaltiges Denken und Wollen auf. Die so begabten finden eitle Titanenproßlinge, ob sie auch an Wuchs über die Alltagsmenschen nicht hinausragen. Sie schauen in weifolenden Träumen ihre stolzen Aphen und ersparten an diesem Anblick. Sie wandeln einsame Plade, vollbringen Efsch und Dauerndes, ertragen Verrennung und meiden den Schoß der Leppigkeit, um nichts gemein zu haben mit einem schwächlichen oder verkommenen Geschlechte.

Hans Grasberger.

Die Frauen vor dem Einschlafen.

Ein Humoreske.

Im Bette läßt sich bekanntlich sehr gut denken, die größten Ideen find hier entstanden, und es ist historisch festgefclt, daß einer der größten Philosophen und tiefsten Denker aller Zeiten zu seinen Ansichten über Weifen und Leben des Menschengefchlechts im Bette gekommen ist. Was Wunder also, daß auch manche Ehefrau mit Vorliebe im Bette nachdenkt, und zwar über Dinge, an die sie hätte denken sollen, ehe sie sich zum Schlafen niederlegte! Während sie behaglich ausgefclt liegt, brechen sich die Gedanken ihr im Kopfe herum, wie ein Wäldlein, — aber ihr wird nicht bumm dabei, sondern der ganze Haushalt, Keller und Küche, Hof und Garten fließt vor ihren geistigen Bildern, — während der arglose Gatte noch am Den fclt und darüber nachdenkt, wie er die Nichte für den nächsten Monat aufbringen soll.

Blühlich unterdrückt die Gattin das Schweigen mit den Worten: „Paß Du die Thüre verschloffen, Fritz?“

„Welche Thüre?“ fragt der Gatte.

„Die Kellerthür“, sagt sie.

„Nein“, sagt er.

„Geß lieber hinunter und verschließe sie.“

Vorige Nacht muß Jemand im Hofe gewesen sein, denn ich habe deutlich Schritte gehört.“

Fritz steigt also die Treppe hinab und verschließt die Kellerthür. Eben ist er im Begriff zu Bette zu gehen, als die Gattin fragt:

„Paß Du die Vorderthüre verschloffen?“

„Nein“, lautet die Antwort.

„Dann wird die Kage wieder in's Schlafzimmer kommen.“ sagt die sorgsame Hausmutter.

„Laß sie kommen“, erwidert der Gatte murrig.

„Meine Güte, wie kannst Du nur so sprechen?“ sagt sie, „sie wird sich dem Kinde auf die Brust legen.“

Fritz steigt nochmals hinab, tritt mit dem bloßen Fuß auf einen Nagel, schläft die Thüre, schimpft auf die Kage und kehrt in's Schlafzimmer zurück. Er ist eben im Begriff, zu Bett zu gehen, als die Gattin plötzlich daran denkt, daß kein Waffer oben ist. „Aß Fritz, ich habe es ganz vergessen, — hol' in der großen Blechschüssel etwas Waffer herauf“, bemerkt sie.

Mit einem murrigen Gemurmel auf den Lippen steigt der geduldige Gatte in die dunfte Küche hinab, fällt über einen Stuhl, wirft einiges Blechgeschirrt herunter, reißt die nach oben führende Thüre auf und schreit:

„Wo zum Donnerwetter find die Streichhölzer?“

Eine Stimme von oben herab, aus dem Schlafgemache, gibt ihm die nöthige Auskunft.

„Wenn Du das ganze Haus mit Deinen Gebrüll aufweckst, weil ich das Waffer lieber selber hole“, lautet es in vorwurfsvollem Tone.

Fritz findet endlich die Streichhölzer, seht mit dem Waffer zurück und wirft sich in's Bett. Raum hat er sich ausgefclt, als die Gattin sich verträumtoll zu ihm wendet. „Laß uns jetzt mal die Gedankengelenken in's Reine bringen“, Fritz, sagt sie, „ich habe also nachde Waffer erkant den Fleischer, zweitens die Wäldfrau.“

„Ist mir ganz gleichgültig, was Du mit dem Fleischer und der Wäldfrau hast“, unterbricht sie der „Barbar“, indem er sich zornig herumdrückt und das Geficht der Wand zuwendet, „ich will jetzt schlafen!“

„Das ist alles sehr gut, mein Lieber“, eifert die Gattin und rapft in zorniger Weise an der Ded. „Dulst mich alle Sorgen allein tragen. Unser Malchen wird auch wahrgefcltlich die Wäldern bekommen.“

„Laß sie sie bekommen“, murrelt der unbedarfergezte Vater, der schlafen will.

„Das ist zu viel für das Mutterherz!“ Sie fängt leicht zu schluchzen an und jammert über ihr Unglück. Fritz läßt sich nicht stören und ist eben im Begriff, einzuschlafen, als er einen Rippenschuß veripirt.

„Paß Du den Standal von Frau Müller gehört?“ fragt die Gattin schon wieder ganz beruhigt.

„Welche Frau Müller?“ fragt er halb im Schlaf.

„Du kennst doch Frau Müller?“

„Nein.“

„Du wirft aber auch jeden Tag dummer!“ Frau Müller, die auf der G... fclte wohl. Borgeltern jagte mir Frau Schmidt, daß Frau Mayer ihr gefagt, daß Herr Beder von Frau Schulz gefagt.“

Hier macht sie eine Pause und lacht. Fritz lacht, daß die Wände jitteln. Während wirft sie ihm die Ded weg, widert sich fest ein und denkt bis in ihr Morgens über ihr „trauriges Schickal“ nach. — Das ist manche Ehefrau vor dem Einschlafen!

— Gegen das Abflauben der Möbel in unseren Wohnräumen eifert der französische Gelehrte Dr. de Barville. Der Staubbeutel ist nach ihm eine Wadwaife, wie taum die Wäldleuse. Der Staub, welcher an den Wänden und Möbeln ruhig lagert, enthält neben unschädlichen Bestandtheilen unzählige Mengen von Sporen. Die Batterien z., welche in vielen Fällen Träger von Krankheiten find, diese mörderischen unschädlichen Hausgenossen würden unschädlich weiterzukommen, wenn sie den Staubbeuten nicht aus ihrer Ruhe aufschneute. Ihr Staub in der besten Abficht eure Möbel ab und seht einen schlummernden Todesseim in Bewegung, der nun mitten im Salon herumvollfliegt und von einem der Hausgenossen oder der Gatte eingeathmet wird. Im Uebrigen hifft das Abflauben nichts, der Staub wird aufgejagt, um sich im nächsten Moment wieder anderswo niederzulassen.“

Wifo eifert Dr. de Barville und pflegt seine Vorträge mit der Ermahnung zu schließen: „Wifchen Sie feucht!“ flauben Sie nicht ab!“

Andere fclten zu machen, ist seine schwere Kunst. So lange es Einem gleichgültig, ob sie über unseren Wif, oder über uns selbst lachen.